

Nr. 28. Posen, den 14. Juli. 1895.

's Zischkerl.

Eine Erzählung aus dem Paznaun von Arthur Achleitner.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

Für den Grenzer im Dienst giebt es kein Nachtquartier, er darf sich glücklich schätzen, wenn er in einer Gusel Unterschlupf findet und wenigstens vor dem Regen geschützt ist; mehr zu verlangen wäre Vermessenheit. Schlafen darf er auch nicht, das wäre ein Verbrechen im Dienst.

Und was nützt alles Wachen und Ertragen schwerer körperlicher Strapazen? Nichts! Geschwärzt wird doch, gefangen Niemand. Fuchs muß sich selber sagen, daß er, seit er in Galtür stationirt ist, noch keinen Schmuggler abgefangen hat, trotz aller Dienstreue und Aufopferung. Aber vielleicht gelingt es doch noch, vielleicht heute oder morgen. Der Befehl, die Jochhöhe nicht zu verlassen, deutet darauf hin, daß wieder etwas im Zuge ist. Fuchs wird besonders aufpassen müssen, denn wahrscheinlich kommt der Respizient nach. Vielleicht ist der Seppele wieder einmal unterwegs. O, wenn nur der einmal abgefangen werden könnte! Das wäre ein Stolz, eine Freude und Selbstbefriedigung!

Aber was würde wohl Zischkerl sagen, wenn Fuchs ihren Vater geschlossen herabbrächte? Dem Zischkerl zu Liebe müßte er den Vater laufen lassen, und von Dienst wegen ist er verpflichtet, den Schmuggler zu stellen, selbst mit der Waffe in der Faust!

War es nicht, als hätte da Jemand gerufen? Doch kaum möglich. Wer sollte hier heroben, hart an der Gletscherzunge, in der grausigsten Hochlandwüste sein? Kollegen sicher nicht, denn die hüten sich überhaupt, das geringste Geräusch zu machen, viel mehr erst durch Rufe ihre Anwesenheit zu verrathen. Schmuggler rühren sich noch weniger, und Hirten giebt es im Schuttmeer nicht. Wieder klingt es schwach durch den Donner des tosenden Eisbaches: „Blaaa—siii!"

Wahrhaftig, sein Taufname wird gerufen! Das kann nur Zischkerl sein! Wie kommt aber das Mädel herauf zum Moränenfeld, was will es?

Fuchs verläßt den schützenden Felsblock und sieht vorsichtig hinab zum Eisbach, an dessen Ufer in der That Zischkerl steht, kaum kenntlich, denn sie hat ein grobes Tuch um Schultern und den Kopf geschlungen, zum Schutze gegen den Regen. Fuchs wirft sorgsame Blicke hinauf zum Eisfeld, ob nicht vielleicht verdächtige Gestalten sich zeigen. Nichts zu sehen. Also hinab zum Herzensmädel!

„Zischkerl, herziges Kind, was ist los daheroben?"

„Blasi, verzeihen S', Herr Fuchs, wenn i 'n Vornam' gebrauch . . ."

„Nur zu, Zischkerl! I bin der Blasi, und wenns' Gott's Willen ist, Dein Blasi, gelt, Zischkerl?" Treuherzig bietet der Wachmann dem erröthenden Mädchen die Hand.

Zischkerl schlägt ein.

„Was giebt's also, Zischkerl?"

„Blasi, i hab' . . ."

„Sag's nur 'raus, Zischkerl: Du hast mi gern, gel? Und i Dich auch, Zischkerl, i lieb Dich, nur Dich auf Gottes weiter Welt!"

„O mein Blasi, an sell' ischt nicht zu denken, a Finanzer und i, der Vater . . ."

„Ja freilich, da spukt's," sagt der Finanzer, „der Vater ein Hauptschwärzer . . ."

„Blasi, i bitt Di, die Zeit drängt, wir derfen nöt plauschen von Liab und Glück, die G'fahr ischt da. I bitt Di um Himmels willen, geh nur grad' heut nitta auf's Jamthal-Joch!"

„Bin grad auf'm Weg hinauf!"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen. Geh nit aufi, Blasi!"

„Warum denn nöt, ich hab' ja den Befehl dazu!"

„O heilige Muatter Anna, Du derfst nit, es derf nit sein, es giebt a Unglück."

„Da wär ich decht neugierig. Ich war decht schon so oft oben und hab' im Dienst 'paßt, warum soll ich grad heut' nicht 'nauf?"

„O Gott, ich derf's nit sagen, geh nitta, Blasi, wennst mi gern hast, wennst a Fünkerl Liab hast im Leib für mi, aftn geh nur grad heut' nit auf's Joch."

„Ob i Di gern hab', Zischkerl! Mein armselig's Leben gäb i her zu jeder Stund für Dich, nur verlang nichts gegen den Dienst."

„I hab mir's denkt, daß D' a so daherreden werst, und decht derf's nitta sein; i kann und will Di nitta todt seh'n, und 'm Vaterl sein Leben derf aa nitta z' Grund gehen . . ."

„O, Zischkerl, jetzt weiß ich Alles: der Vater kommt mit Kontreband' aus'm Engadin rüber, gel? G'steh's nur ein, Du hast Dich schon verrathen . . . ist's nicht so?"

Zischkerl senkt den Kopf. Nun hat sie den Zug verrathen, ohne es zu wollen, und die Gefahr vergrößert, die Katastrophe erst recht heraufbeschworen. Den Geliebten wollte sie retten und den Vater zugleich, den Zusammenstoß vermeiden — und nun hat sie ihn zur Gewißheit gestaltet. Zischkerl weint, fürchterliche Angst erfaßt das Mädel, sie ist rathlos.

Auch in Blasis Herz ringen widerstreitende Gefühle. Wie ganz anders hat er sich das erste beseligende Zusammensein mit dem geliebten Mädchen im Geiste ausgemalt, und nun kein süßes Geständniß der Liebe, keinen ersten Kuß! Ein hastig Stammeln nur der Angst, das ihm allerdings die Gewißheit des Geliebtwerdens giebt, von ihm aber eine ungeheuerliche Dienstverletzung fordert. Blitzartig durchzucken die Gedanken sein armes Gehirn.

Er steht ohnehin schon sehr schlecht bei seinem Vorgesetzten; jetzt bietet sich die Sicherheit, den Hauptschwärzer abzufangen, Alles ist wieder gut zu machen, eine hohe Belohnung, eine Auszeichnung, Lob und Anerkennung sind ihm sicher, sobald er bleibt, wohin er befohlen ist und wie es der Dienst verlangt. Wenn er aber dienstgemäß bleibt, kostet es ihn die Liebe Zischkerl's!

Aus der gequälten Brust entringen sich die Worte: „Ich kann nicht, Zischkerl! Ich muß im Dienst bleiben, und wenn's mein Leben kostet!"

Gefoltert von Angst wirft sich ihm das Mädchen an den Hals und weint an seiner Brust.

„Armes Zischkerl, nun leiden wir Beide an den Folgen von Deines Vaters sträflich Thun!"

„Blasi, liaber Blasi . . . laß den Vater durch!"

„Es geaht nicht, Herzens-Zischkerl, selbst wenn ich möcht, ich darf nicht. Und wenn ich aus der Finanzwach' austreten thät, so darf ich den Rock erst ausziehen, wenn Alles vorbei ist. Jetzt bin ich im Dienst und muß bleiben, mag kommen, was will!"

„Aber Du könnt'st decht krank werden bei dem Wetter. Wennst runter gingast, weil Dir schlecht worden ischt?"

„Sell gibt's nicht, Zischkerl, ein Finanzer darf nicht krank werden im Dienst, und wenn er's wird, dann bleibt er auf Patrouille liegen, bis er abgelöst wird. Es geht nicht, Herzensmädel, der Dienst ist zu streng, die Pflicht ist heilig! Es nutzt uns alles G'red nichts, Zischkerl, ich muß 'nauf auf's Joch, sollt' ja schon oben sein, geh' mit Gott 'nunter zur Alm und bet' zu Gott für mich und den Vater. Wie's heut ausgeht, der Himmel mag's zum Besten lenken."

„Nein, um Gottes willen nein! Du rennst in Dein Verderben und der Vater mit! Sie sind unterwegs, bald müssen sie am Eisfeld sein . . . hörst, Blasi, wie es kracht am Gletscher? Ha, Allmächtiger Gott, dort oben sind sie schon! . . . . Blasi, wennst auf 'n Vater schieß'st . . ."

Das Mädel reißt sich mit plötzlichem Ruck los und stürmt über das Moränenfeld aufwärts der Gletscherzunge zu, getrieben von wahnsinniger Angst. Ehe Blasi sich klar wird, was Zischkerl beabsichtigt, ist das Mädel bereits mitten im Eisfeld, gellende Rufe der Warnung ausstoßend und mit den Armen Zeichen der Umkehr gebend. Nun gilt's! Die Schwärzer kommen, ein ganzer Trupp gegen einen einzigen Finanzer, es ist tollkühn, gegen sie anzustürmen, aber es muß sein. Rasch dem Mädel nach mit fliegenden Pulsen und keuchendem Athem. Blasi reißt den Mantel auf und stürmt weiter.

Ist aber das Eis brüchig durch den starken Regen geworden! Dort eine Spalte! Die Schwärzer haben Zischkerl erblickt, sie kehren um, streben mit Sack und Pack wieder dem Joch zu. Nur einer bleibt stehen, um das Mädel herankommen zu lassen. Das ist sicherlich Zischkerls Vater. Und das Mädel springt von Neuem aufwärts — wehe, wenn sie ausrutscht, das ganze Gletscherfeld ist verändert. Ein gellender Schrei — 's Zischkerl ist verschwunden. Das Gewehr schußfertig in den Händen eilt Fuchs vorwärts. Ach, es geht schrecklich langsam auf dem zerrissenen Eis, zumal mit langen Stiefeln. Die Schläfen hämmern, das Blut fiebert. Sein Mädel verschwunden, in eine Gletscherspalte gestürzt, verloren, vielleicht für immer! Am Rand der Spalte — todtenbleich — der Vater, der Schmugglerführer, den Stutzen in der Hand, wie geistesabwesend in die gähnende Tiefe starrend.

Immer näher kommt der Finanzer, er überspringt tollkühn eine Spalte, steht für einen Augenblick, um Athem zu holen, und ruft: „Haa—lt!"

Ein unverständlicher Ruf verklingt über das Eisfeld, auf das der stärker werdende Regen mit Schlossen prasselt: Seppele bringt die Augen nicht von der Gletscherspalte, in welcher sein Kind verschwunden ist. Er hat das Gewehr weggeworfen und fleht mit erhobenen Armen den Finanzer an, mitzuhelfen an der Rettung Zischkerls.

Wild hämmert dem Finanzer das Blut in den Schläfen, er kann kaum mehr denken. Soll er den Schwärzer kampfunfähig machen und thalwärts eskortiren, wie es seine Pflicht wäre, oder soll er helfen und sein Lieb zu retten suchen?

Aber wie? Ein Seil ist nicht zur Hand und ohne dieses ein Eindringen in die Tiefe der Spalte unmöglich.

„Seppele, lauf Du hinunter zur Alm und hole Stricke und Leute, ich will derweil heroben warten!"

„Vergelt's Gott! I lauf, was ich derlaufen kann."

Fuchs steht allein auf dem Gletscherfeld in banger Sorge, ob Zischkerl wohl noch lebt in der Tiefe? Und ob Seppele wohl Hilfe bringen wird? Doch kein Zweifel, es handelt sich ja um sein eigen Kind!

Immer schrecklicher wird das Wetter. Es regt sich der furchtbare Firnpanzer, die Eismassen werden lebendig, dort stürzen von den Spitzen des Fernerkopfes wuchtige Trümmer herab und bersten im Aufprall. Neue Spalten thun sich auf, und schaurig rauscht das unheimliche Gewässer. Immer dichter wirbelt der Schnee auf das tückische Eis, gleißend die Gefahren des Gletschers verdeckend. Was ist der Mensch in dieser gräßlichen Eiswüste? Fuchs erkennt die furchtbare Gefahr; sie ist schon da, der Rückweg kann zum Todesgang werden. Es wird die höchste Zeit, die Thalsohle wieder aufzusuchen. Aber ist das arme Zischkerl dann nicht verloren? Wie die Spalte wiederfinden, wenn Blasi jetzt von seinem Stand weggeht? Vielleicht lebt sie noch, vielleicht ist sie zu retten und wenn nicht lebend, so doch todt für ein ehrlich Begräbniß in geweihter Erde.

„Mag kommen, was will . . . ich bleibe! Mein Leben steht in Gottes Hand! Und geh' ich zu Grunde im Eise, dann ist eben nur ein Finanzer weniger auf der Welt!" So denkt der Tapfere und blickt immer angestrengt in den gähnenden Gletscherschlund.

Mittlerweile wird es droben am Joch lebendig trotz dem furchtbaren Schneesturme. Auf der Paßhöhe wimmeln schwarzen Punkten gleich Menschen, die ihr Leben auf's Spiel setzen, wenn sie jetzt den Uebergang wagen. Es sind die versprengten Schwärzer, die mit ihren Päcken vorrücken, das Schleichgut auf Tiroler Boden zu bringen. Vorsichtig tasten sie mit ihren langen Stöcken und prüfen die Schneedecke sorgsam, Schritt für Schritt — ein einziger Fehltritt und das Leben ist verloren.

Dem Fuchs ist's, als hätte er einen menschlichen Laut vernommen. Sollt' er vom Zischkerl gekommen sein? Er blickt, so weit es der wüthende Schneesturm gestattet, über das Eisfeld. — Ha, was ist das? Die Schwärzer kommen. Sie halten den alten Wechsel, sie wissen von den neuen Spalten nichts. Soll er sie warnen? Soll er Feuer geben, um das Schleichgut zu bekommen? Unsinn, wo er selber und die Leute in schlimmster Lebensgefahr sind!

Fuchs schreit in lang gezogenen Tönen einen Warnungsruf hinüber. Die Schwärzer stutzen, sie haben wohl eher an des Himmels Einsturz geglaubt, als an die Anwesenheit eines Finanzers auf dem Eisfeld bei solchem Sturm. Aber der Finanzer legt das Gewehr ab, winkt ihnen zu, daß sie von ihm nichts zu befürchten haben — ja, er winkt ihnen, herbeizueilen und deutet in die Gletscherspalte!

Trotz der Beschleunigung geht der Marsch unsäglich langsam vorwärts, eine neue Spalte mußte mit Sack und Pack übersprungen werden, bis endlich der kleine Trupp bei Fuchs steht, der den Leuten versichert, er werde sie wegen der Schwärzerei unbehelligt lassen, nur müßten sie ihm helfen, Zischkerl aus der Tiefe heraufzuholen. Ob sie Stricke hätten? Ja, und rasch werden sie zusammengebunden zum langen Seil.

Immer finsterer wird's im Schneesturm, aber Fuchs wagt sein Leben. Er läßt sich an das Seil binden, ein paar Bergstöcke werden mit aller Körperkraft in das Eis gerammt, das Seil darum geschlungen, an dem der muthige Finanzer langsam in den Gletschergrund hinabgelassen wird. Bange Erwartung liegt auf den Gesichtern der wetterharten Schwärzer, ob das Rettungswerk gelingen wird.

Immer tiefer! Nur noch wenige Meter Seil sind zum Nachlassen, dann hat's ein Ende, es fehlt an Stricken. Aber plötzlich läßt die Straffheit des Seiles nach, der Angeseilte muß festen Boden haben und steht vermuthlich auf einem Eisvorsprung.

Ein Ruck am Seil — also nachlassen. Noch ein Ruck, er wird die Abgestürzte nun erreichen.

Einer der Schwärzer liegt am Rand der Gletscherspalte und versucht in die gähnende Tiefe zu blicken. Nichts zu hören, das Rauschen einer Gletschermühle im weiten Trichter verschlingt jeden Laut. Die vom herabfließenden Gletscherwasser in dem tiefen Kessel herumgewirbelten Steine verursachen dazu ein dröhnendes Gepolter.

Wieder ein Ruck! Auf! Fest greifen die Männer mit ihren Eisenfäusten zu, Griff um Griff, die Füße fest in's Eis gestemmt, indeß einer das griffweise gewonnene Seil im Kreise aufrollt.

Wie langsam doch solch ein Rettungswerk vor sich geht. Aber endlich eine Stauung — ein Körper ist am Spaltenrand angekommen, rasch greift der Vormann zu, und — Zischkerl ist oben auf dem Eisfeld, ohnmächtig, vielleicht todt, der schöne Kopf mit gefrorenem Blut bedeckt.

Sachte, wie um sie nicht zu wecken, wird Zischkerl auf's Eis gelegt, dann aber muß das Seil wieder hinabgelassen werden, um den Lebenden heraufzubringen aus der Tiefe, der Vormann kennt die neue Gefahr, die nun droht, wenn das Seil den Weg verfehlt und den Gefangenen des Eises nicht erreicht. Er leitet mit eigener Hand das Seil hinunter, während es vorsichtig in langsamen Griffen wieder abgerollt wird.

Wieder geht es dem Ende zu — das Seil muß längst den Finanzer erreicht haben, und dennoch erfolgt kein Zeichen! Noch immer hängt das Tau schlaff — ist es noch nicht in der Tiefe am Boden angelangt? Oder hätte es eine falsche Richtung eingeschlagen? Allmächtiger Gott, dann ist der Mann verloren, oder es müßte noch einer hinunter, den Finanzer zu suchen und das Wagniß unternehmen, dem dünnen Seil das Gewicht zweier Menschen anzuvertrauen.

Stumm stehen die Männer im Schneesturm und harren des ersehnten Zeichens. Allen liegt bange Erwartung im Gesichte, jeder fragt lautlos mit den Blicken, wer die Fahrt in die Tiefe unternimmt, wenn das Seil den Finanzer nicht erreicht.

Hat nicht das Seil eben etwas gezuckt? Kaum merklich, aber doch wahrnehmbar. Was hat das zu bedeuten? Sollte es irgendwo aufgestoßen sein? Oder hat der Finanzer es ergriffen und seilt er sich eben an?

Wieder verstreichen bange Minuten, kein Zeichen mehr! Die Männer, die das Ende des Seiles in dreifacher Umschlingung um die Bergstöcke in den Fäusten halten, haben Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Der Vormann will eben den Befehl geben, das Seil wieder aufzunehmen, da zuckt es heftig daran. Blitzschnell schließt der Vormann, daß der Finanzer angeseilt, aber, von der Kälte übermannt, niedergesunken ist, daher der heftige Ruck des niedergestürzten Körpers am Seile.

Wiederum geht es Griff um Griff aufwärts, die hereinbrechende Dunkelheit mahnt zur Eile. Endlich wieder eine Stauung, ein Griff der Vormänner. — Großer Gott! — just zur rechten Zeit, um den Mann vom Abgrund wegzureißen: der Knoten, der mit zitternden, steif gewordenen Fingern geschlungen war, war zu lässig gebunden. Eine Minute später, und er wäre aufgegangen und der Finanzer zurück in die Tiefe gestürzt. Lebt er?

Er ist bewußtlos wie das Zischkerl. Mit Schnaps-Einreibungen werden rasch Wiederbelebungsversuche gemacht. Den Finanzer bringen sie wirklich bald munter, beim Zischkerl aber muß wohl der Doktor von Landeck versuchen, das Leben zurückzurufen.

Wieder beginnt das Tasten mit den Stöcken durch die trügerische Decke des Neuschnees auf dem Gletscherfelde. Einer der kräftigsten Männer trägt Zischkerl auf dem Rücken. Endlich ist das Ende der Zunge erreicht, rascher wird der Abstieg über die Moräne, dann endlich kommt der Baumwuchs wieder, und nun zerstreuen sich die Schwärzer. Der Finanzer redet ihnen zwar zu, gelassen mit ihm hinauszuwandern nach Galtür, für den heutigen „Zug“ würden sie nicht gestraft werden. Allein sicher ist sicher und geborgen ist geborgen. Den Pack des einen, der Zischkerl bis Schnapfentheja hinuntertragen will, übernimmt ein anderer Schwärzer, und so bleibt dieser Riese mit dem Finanzer auf dem Saumweg, indeß die Schwärzer durch den Hochwald heimwärts eilen, trotz der immer dunkler heraufziehenden Nacht.

Wie sie endlich den Almgründen nahe kommen, da eilt ein kleiner Trupp Gebirgler den Saumweg herauf ihnen entgegen, mit Laternen, Eispickeln und Seilen. Seppele ist's, der Hilfe und Rettungszeug in Galtür geholt hat und nun in der Nacht hinauf wollte, den Finanzer abzulösen und das Rettungswerk zu beginnen.

„Nun rasch hinunter in's Dorf mit dem Mädel! Zu den Erklärungen, wie sie gerettet wurde, ist später Zeit genug.“

* * *

„Der Doktor von Landeck muß hexen können, weil er das Zischkerl wieder lebendig machte,“ sagten die Galtürer, als nach langen Wochen das Mädel zum ersten mal wieder im warmen Sonnenschein sich ergehen konnte. Freilich wird Zischkerl für das Erdenleben auf einem Bein hinken, und der wuchtige Sturz in die Tiefe wird ihr zeitlebens eine schmerzende Stelle am Kopf hinterlassen; die Prellung wär' zu stark gewesen und es wär' überhaupt schier ein Wunder, daß das Mädel mit dem Leben davongekommen sei, hat der Arzt gesagt. Nun ist Zischkerl aber dem Sensenmann entrissen, und wenn es Gottes Wille ist, wird sie sich allmälig schon wieder „zusammenklauben“.

Seppele ist wie umgewandelt seit jenem Schreckenstag auf dem Eisfeld; seine tollkühne Waghalsigkeit ist wie weggeblasen, und aus eigenem Antrieb hat er die Schmuggelei aufgegeben. Fleißig ist er hinter der Bauernarbeit her, die Päcke Schleichgut sollen nun die Anderen mit Gefahr des Lebens herüberschleppen; er thut nimmer mit, die Schwärzer sollen sich nur einen andern Anführer wählen. Seppele führt jetzt etwas anderes, sein Mädel, in treuer väterlicher Fürsorge in das sonnige Gelände.

Eines Tages fragt Zischkerl den Vater, wer sie denn heraufgeholt hätte aus dem Gletscherschlund nach dem fürchterlichen Sturz. Siedheiß fällt dem Seppele nun ein, daß er sich in Angst und Sorge um sein Kind gar nicht um den Finanzer gekümmert habe, der doch das eigene Leben wagte, um Zischkerl zu retten. Wie des Mädels Augen leuchten, als Seppele verlegen den Namen des Blasi nennt! Und ob 's Vaterl sich wohl recht schön bedankt hätte bei dem braven Menschen?

Ja da hapert's! Seppele kratzt sich hinter dem Ohr, er hat ja noch kein Sterbenswörtle zum Finanzer gesagt. Aber das will er gleich nachholen, und flugs ist er auf der Station der Finanz-Wachabtheilung.

Wenn die Station einen Ofen hätte, der Respizient hätt' ihn sicher eingeschlagen aus Ueberraschung über Seppele's Besuch. Aber der Beamte faßt sich rasch und fragt, ob Seppele wohl anmelden will, daß er die Schwärzerei aufgiebt.

Das gerade nicht; aber mit dem Schmuggeln werde er sich nicht mehr befassen, „auf Ehr und Seligkeit“. Doch möchte er wissen, wo er den Finanzer Fuchs treffen und sprechen kann.

Ja, der Fuchs! Der hat den Rock freiwillig ausgezogen und ist aus der Finanzwache ausgetreten.

„Warum?“

„Weil er sonst dazu gezwungen worden wäre. Ist auch ganz aus der Weis', daß ein Finanzer mit Schmugglern paktirt, sie laufen läßt mit der Contrebande, statt sie abzufangen und einzuliefern.“

Das will dem Seppele nicht einleuchten; der Fuchs hätt' ja doch mit Hilfe der Schwärzer sein Kind gerettet, ohne ihn wär 's Zischkerl nicht mehr am Leben!

Das bestreitet der Beamte auch nicht; aber eine grobe Pflichtverletzung habe der Fuchs sich doch zu Schulden kommen lassen. Der Dienst käm' immer zuerst! Wo der Fuchs jetzt ist, das weiß der Respizient nicht, der sich um Civilpersonen nicht zu kümmern hat.

„Adjes!“

Mehr brachte Seppele nicht über die Lippen und ging.

Das nagende Gefühl, undankbar gegen den Retter seines Kindes gewesen zu sein, trieb den Seppele immer wieder zu neuen Nachfragen nach dem verschwundenen Fuchs, und auch Zischkerl's oftmalige Fragen nach dem Verbleib des braven Burschen spornten ihn auf's Neue zu Nachforschungen an. Aber Fuchs war wie weggeblasen.

* * *

Eines Tages mußte Seppele auf Grund einer Vorladung einer Güter-Sache wegen zur Bezirkshauptmannschaft hinaus nach Landeck. Gehorsam trottet er den weiten Weg durch's lange Paznaun hinaus zum jungen Inn. Dann heißt es, hübsch geduldig warten, bis Seppele daran kommt und in's Sekretariatszimmer darf, wo die Diurnisten eifrig an den Akten kritzeln.

Seppele läßt seine klugen Augen herumspazieren von Kopf zu Kopf; da plötzlich fällt sein Blick auf einen Schreiber, dessen Gesicht ihm bekannt vorkommt. „Das ischt ja der Fuchses Blasi!“ Wie der Wirbelwind ist Seppele bei dem Wiedergefundenen, den er umarmen will in seiner Herzensfreude und der ob dieses Ueberfalles erschrocken einen großen Klecks in die Akten macht.

„Zischkerl's Vater!“ ruft dann auch der Schreiber erfreut. Jetzt giebt es keinen Zweifel mehr, und Seppele möchte mit Fuchsen gleich heim nach Galtür zum Zischkerl. Das geht aber nicht! Erstens ist Fuchs an die Kanzlei gebunden, und wegen des Tintenkleckses muß er den ganzen Bogen nochmals säuberlich abschreiben, dann aber muß Seppele doch abwarten, bis Seine Gestrengen der Herr Bezirkshauptmann ihn vorlassen.

Das dämpft die Freude des Wiedersehens und der endlichen Auffindung des Verschwundenen gewaltig; aber es geht nicht anders. Seppele weiß sich indeß zu helfen: nachdem seine Angelegenheit vor dem Bezirkshauptmann abgemacht war, wartet er den Schluß der Amtsstunden ab und schleift dann den „lieben Fuchs" in's Post-Wirthshaus, wo er ihm beim Röthel aus tiefstem Herzensgrunde für die heldenmüthige Rettung dankt.

Kaum kann der Fuchs sich dieses überschwänglichen Dankes erwehren. Um den Alten auf andere Gedanken zu bringen, fragt er ihn etwas anzüglich, ob er noch immer über's Jamjoch gehe.

„Keinen Schritt mehr mit'm Pack," versichert Seppele aufrichtig, „das hätt' von jener Stund' an, wo Zischkerl im Eis verschwand, ein Ende für immer."

„Also kein Schwärzer mehr!" flüstert Blasi, und mohlig wird es ihm um's Herz.

„Und der Fuchs kein Finanzer nimmer!" sagt halblaut Seppele. Wie 's dann mit der Zukunft wär', möchte Seppele wissen.

Ja mein! Recht viel mehr könnt' der Fuchs nicht werden, 400 Gulden im Jahr hätt' er halt Gehalt als Diurnist, ein sicheres Geld, so lange er gesund ist und Kanzleidienst machen kann.

„Sell werd' i 'm Zischkerl vermelden!" verspricht Seppele.

„Und an herzlichen Gruß dazua, wenn 's Zischkerl no an mich denkt!" fügt Fuchs bei.

„Und ob!"

* * *

War das eine Freude, wie Zischkerl hörte, daß der Fuchs in Landeck getroffen wurde und eine Stellung dort erhalten habe. Das Mädchen jubelte und strahlte vor Freude.

Blind ist Seppele von jeher nicht gewesen, und sein Falkenauge sah mit einem Blick, daß sein Mädel das Herz an Blasi verloren hat. Das weiß Zischkerl's Mutter freilich schon längst; aber die sagt nichts darüber und thut, als wär' ihr Vaters Mittheilung etwas ganz Neues. Was Seppele wohl zu thun gedenkt?

„Na ja! Finanzer ist er nimmer, eine Anstellung hat er auch, etliche Rappen können wir zuschießen, 's Mädel will ihn . . . was moanst Du, Alte?"

Seit Seppele gefragt hat, ob sie ihn zum Manne wolle, ist seine Bäuerin nicht mehr um ihre Meinung gefragt worden. Jetzt thut er's nach vielen Jahren wieder, und dieses Ereigniß verschlägt dem Weibe schier den Athem. Dann aber versichert die Bäuerin, daß sie auch Seppeles Meinung wäre. Als Belohnung für ihr Verständniß darf sie daher auch der Zischkerl mittheilen, daß Vater und Mutter einwilligen und Zischkerl den Fuchs Blasi heirathen dürfe.

Der Frühwinter ist mit kräftigem Schneefall über Hinterpaznaun gekommen, die Finanzerstation ist leer, der Dienst über Winter wie gewöhnlich eingestellt, öd und kalt die Natur, ein eisiger Odem geht herab von den Firnfeldern. Aber Zischkerl hat Sonnenschein im Herzen, der Brautkranz schmückt die blauschwarzen Flechten, sie ist vereinigt wie einst droben im ewigen Eise jetzt in der Kirche mit ihrem Lebensretter. Und noch lange sprechen die Leute von der „Eisbraut" Zischkerl.

Ein probates Mittel.

Humoreske von Justus van Maurik, jr.

Nach dem Holländischen von E. Otten.

(Nachdruck verboten.)

„Aber Schaffner, dies ist ja erste Klasse, Nichtraucher!"

„Kein Platz mehr in der zweiten!"

„Ja, ... aber wissen Sie, ich habe ein Billet zweiter Klasse und . . . ."

„So steigen Sie doch endlich ein, meine liebe Da . . . Frau," ruft der Schaffner, welcher die Reisende für eine Dame etwas allzu gewöhnlich zu finden scheint. „Bitte, 's ist höchste Zeit."

„Nun also auf baldiges Wiedersehen, mein liebes kleines Gretchen!" — während des Einsteigens nickt die Frau noch mehrmals einem jungen Mädchen zu, welches, mit allerhand Gepäck beladen, auf dem Perron steht — „grüß noch mal recht schön zu Haus, hörst Du? . . . so, Kind, und nun reich mir, bitte, die Hutschachtel, das Körbchen und den großen Korb, willst Du?"

„Alles einsteigen!"

„Ja, ja!" Herrgott ist das hoch!" — seufzt die korpulente Frau, welche, mit der linken Hand die Wagenthür umklammernd, vergebliche Anstrengungen macht, sich in das Coupé hinaufzuwinden, während sie in der Rechten einen Regenschirm und ein Reisetäschchen hält und eine Pappschachtel unter dem Arm beinahe zerquetscht.

„Fertig?" erschallt nun die Stimme des Stationschefs auf dem Perron und schon fallen die Thüren der letzten Wagen dröhnend zu. „Fertig? Abfahren!" —

„Nein, noch nicht! was soll ich nun machen," stöhnt die Dicke halb durch die Oeffnung der Coupéthüre gezwängt.

„So— — — ooo—hopp!", lachend eilt der Schaffner herbei und beschleunigt die Prozedur des Einsteigens, indem er sie vollends in das Coupé hineinschiebt.

„Gretchen, meine Hutschachtel!" erschallt plötzlich die Stimme der schwerfälligen Reisenden vor dem geöffneten Coupéfenster, „so, ich dank Dir auch noch schön, mein Herzchen! nun den großen Korb, grüß Alle noch mal von mir, und sei so gut und gieb mir auch das Körbchen. Schön, ist es gut verschlossen? Und Kind vergiß nicht für die Katze zu sorgen und für die Kanarienvögel und . . . ."

„Fertig?" . . . . „Zurück dort, meine Herrschaften!"

„Gretchen" — abermals erscheint der Kopf am Fenster — „denk auch daran, die leeren Fruchtsaftfläschchen zurückbringen zu . . . ."

Der Zug setzt sich in Bewegung und das Wort „lassen" verhallt ungehört in dem Lärm der Räder.

„Du lieber Himmel, war das ein Gehetze!", haucht die Frau athemlos, während sie sich neben den einzigen Passagier setzt, der eben ein Schläfchen macht. — „O, Gott, o Gott!"

„Um's Himmelswillen, was ist los" — der Reisende, noch halb im Schlafe, fährt erschreckt empor.

„Ach Sie schliefen! Dann entschuldigen Sie nur gütigst; bei der Eile und dem Lärm hatte ich Sie ganz übersehen. Finden Sie nicht auch, daß dieser Wagen entsetzlich stößt?"

„Ich? — Ja, . . nein, . . . ich weiß nicht!", sich bequem in seine Ecke zurücklehnend, schließt der Reisende wiederum die Augen.

„Nun wird's mir aber wirklich zu arg," brummt die Reisende, während sie sich vergeblich bemüht, die Hutschachtel, das Körbchen und das Packet in dem Gepäcknetz unterzubringen.

„Ach herrje, nehmen Sie's mir nur nicht übel, ich konnte wirklich nichts dafür; übrigens sind blos Kastanien für die Kinder meines Schwagers drin, die essen sie so furchtbar gern . . . . Sie haben sich doch hoffentlich nicht verletzt? es ist aber doch zu unbequem, die Sachen da hinauf zu schaffen."

„Hm! offen gestanden wäre mir's schon lieber, wenn Sie das Täschchen dort drüben ins Netz legen wollten; sicher ist sicher, am Ende fällt es doch noch mal herunter und . . ."

„Gewiß, Sie haben ganz Recht, Sie hätten sich schön weh thun können, ein wahres Glück, daß Sie noch so davon gekommen sind, — 's ist doch nicht schlimm?"

Der Reisende schiebt seine Mütze ein wenig zurück, streicht sich ein paar Mal mit der flachen Hand über den Hinterkopf, reckt sich laut gähnend und blickt halb ärgerlich, halb schläfrig zu der dicken Frau hinüber, welche ihn über die auf ihre Nasenspitze gerutschte Brille hinweg dumm-gutmüthig lächelnd anschaut, während sie sagt: „Wohl müde von der Reise?" und dann fährt sie mit lauter Stimme fort: „Du lieber Himmel, jetzt fällt mir's auch ein, weil ich Sie genauer angesehen habe — ich kenne Sie!"

„Sie? . . . Mich?" — — mit allen Zeichen des Schreckens fährt der Reisende empor.

„Ja, Sie sind doch Herr Bolders aus der Kleiderhandlung in der Hoogstraße?"

„Bedaure sehr, zufällig nicht!"

„Wie schade! Sehen Sie, darauf hätte ich nun zehn körperliche Eide geschworen, daß Sie Bolders sind, aber, wenn Sie selbst sagen, daß es nicht so ist, dann wird die Sache wohl ihre

Richtigkeit haben! Nein, nein, ist es die Möglichkeit! genau dasselbe Wesen wie Jan Bolders, aber wenn ich gut hinschaue, dann sind Sie's doch wieder nicht; die Boldersens's sind nämlich alle rothhaarig und Sie sind blond."

„So! Aoh!" laut gähnend wirft der Reisende einen flüchtigen Blick auf seine Nachbarin.

„Aber die dicke Nase der Boldersen, die haben Sie doch, das ist ein merkwürdiger Zufall — . . . und . . . ."

„Ich heiße van Palen und bin schläfrig!" klingt es ärgerlich und kurz angebunden zurück; von Neuem schließt er die Augen und kreuzt die Arme über die Brust, die Beine behaglich auf die gegenüberliegende Bank ausstreckend.

Erstaunt reißt die Frau die Augen auf und sagt hastig: „van Palen heißen Sie? Hm hm; wie sonderbar! dann sind Sie wohl mit den van Palens aus Rotterdam verwandt? Denken Sie doch nur, jahrelang habe ich dort im Hause verkehrt, ich war nämlich lange mit Cato van Palen befreundet — wohl Ihre Tante? eine gutmüthige Person, aber ihre Nerven machten ihr viel zu schaffen, da war sie eben manchmal ärgerlich und nervös und so wurden wir böse Freunde, . . . lebt sie noch?" Ein unverständliches Grunzen veranlaßt die Sprecherin einen Augenblick innezuhalten. — „Nicht? — Ach, das würde mir aber doch wirklich trotzdem leid thun. Sie meinen doch die van Palens van de Wynhaven?"

Dasselbe Grunzen.

„Oder sind Sie am Ende mit den van Palens van de Baan verwandt, die kenne ich auch sehr gut, ganz reizende Leute, meinen Sie die vielleicht?"

„Nein, ich habe keine Verwandte."

„Keinen einzigen?"

„Nein, ich bin Waise und ich möchte jetzt schlafen."

„Ach herrje, Sie sind Waise? Am Ende waren Sie gar auch im Waisenhause? Oh, wie traurig! Ich habe die kleinen Waisen immer so furchtbar bemitleidet. Wissen Sie, sie haben's ja soweit ganz gut in solcher Anstalt; aber sie bekommen so viel Bohnen und Erbsen und Erbsenbrei zu essen, die Speisen sind nicht besonders nahrhaft und machen nur unnöthig dick. Ja, und dann noch so manches Andere, 's ist eben doch nicht so wie zu Hause. Ja, ja! Aber man sollte gar nicht meinen, daß Sie auch so ein kleiner Waisenknabe gewesen sind, Sie sehen gar nicht so aus; viel zu patent und dann — erster Klasse reisen! Na, dann hat der liebe Herrgott es wahrlich gut mit Ihnen gemeint. Ich zum Beispiel, ich bin ja nur eine Bürgersfrau, aber ich habe mein gutes Auskommen und mir geht Gottseidank, nichts ab, aber ich reise immer nur dritter Klasse. Heute gab es allerdings keine Wagen dritter Klasse, und so mußte ich ein Billet zweiter nehmen, und weil die zweite besetzt war, reise ich nun erster, verstehen Sie? Wie der Zug rasch fährt, sehen Sie blos mal den Bahnhof vorbeifliegen, wir haben vor Rotterdam nur ein paar Mal Aufenthalt, nicht wahr, einmal in Nieuwersluis, da halten alle Züge und dann in . . . ."

„Ganz recht, das stimmt. Gottseidank in Nieuwersluis!" wiederholt der Reisende, den das eintönige unabgebrochene Geplauder seiner Gefährtin ganz nervös zu machen scheint. Er hat mehrmals gegähnt und scheint recht schläfrig zu sein; nun aber richtet er sich mit einem Rucke auf, fixirt seine Nachbarin scharf und mustert sie mit etwas spöttischem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen. Dann beginnt er mit bewegter Stimme:

„Sie haben wohl ein sehr gutes Herz? Man sieht es Ihnen an, wie mitleidig und sanftmüthig Sie sind, gewiß fühlen Sie den armen Waisen ihren fürchterlichen Schmerz nach — habe ich recht gerathen?"

Die Frau nickt langsam und würdevoll, während Sie frägt: „Also Vater und Mutter nie gekannt?"

„Nie," antwortet ihr Nachbar betrübt und wie mit unterdrücktem Schluchzen fährt er fort:

„Mein Vater starb vor meiner Geburt und meine gute Mutter auch." Hier scheint die Rührung ihn zu übermannen und wiederholt fährt er sich mit dem Taschentuch über die Augen.

„Wie traurig! Wie schrecklich traurig!" sagt die gutmüthige Dicke, während sie ebenfalls ihr Taschentuch zum Vorschein bringt.

„Als dreijähriges Kind ging ich schon auf's Meer, was sagen Sie dazu?"

„Auf's Meer?"

„Ja, leider ich mußte eben."

„Ach Gott!"

„Man hat mich aus der Wiege gestohlen."

„Wie? Wa . . aas"

„Ge—stoh—len!"

„Barmherziger Himmel! Wer hat das gethan?"

„Eine Magd, welche ein Verhältniß mit einem Seeräuber hatte."

„Grundgütiger Himmel! Und weshalb that das Mädchen das?"

„Weil sie selbst kein Kind hatte und der Seeräuber für sein Leben gern eins haben wollte."

„Was Sie sagen! Was der Mensch aber auch alles erleben kann, man sollt 's nicht für möglich halten."

„Na ja, er war eben ein Kinderfreund, dieser Räuber."

„Das scheint so. Aber sagen Sie, raubte und mordete er denn sonst nichts?"

„Oh, gewiß. Alle Männer die er einfing, wurden erhängt, oder erschossen, aber die unschuldigen Kinderchen verschonte er. Wir hatten einen Seeräuber an Bord, dessen einzige Beschäftigung es war, die Flaschen für die Säuglinge zu füllen, während der Schiffsjunge für Fenchelthee und gewärmte Windeln zu sorgen hatte."

„Und was geschah mit den Müttern, mein Herr?"

„Hm, hm! Waren sie jung und schön, so kamen sie in seinen Harem, aber alte Frauen, so in den Fünfzigern, wissen Sie, die wurden irgendwo auf eine unbewohnte Insel ausgesetzt oder gleich an Bord geschlachtet."

„Ge—schlach—tet? Aber das ist ja schauderhaft — und das Alles haben Sie mit eigenen Augen gesehen?"

„Leider Gottes, ja! Schon im zartesten Kindesalter war ich Zeuge von Mord und Todtschlag. Mit dreizehn Jahren bestand ich die Feuerprobe — da mußte ich zwei Missionäre kalt machen."

„Kalt machen?" So weit als nur irgend möglich entfernt die beleibte Dame sich bei diesen Worten von ihrem unheimlichen Nachbar.

„Ja, aber nicht etwa mit Dolch und Pistole, keine Spur! ich goß ihnen einfach etwas in den Kaffee!"

„Ach so! — Ah!"

„Das ging fabelhaft leicht; sie schmeckten gar nichts davon und nach zehn Minuten bereits waren sie bei unserm lieben Herrgott."

Die korpulente Reisende ist blaß geworden; mit weit aufgerissenen Augen starrt sie ihren Nachbar an, während sie vor lauter Entsetzen vergißt den Mund zu schließen. Inzwischen fährt das „Ungeheuer" gelassen fort: „Nach und nach wurde ich zum Monstrum; ich gestehe es selbst, mich dürstet nach Blut! Das warme Menschenblut, das hat so was Verlockendes — sehen Sie, mit diesem kleinen Instrumente — der Reisende holt ein Taschenmesser und schneidet vorsichtig damit über den Nagel seines linken Daumens — mindestens hundertfünfzig Menschen habe ich mit diesem Dingelchen in die bessere Welt befördert, damals, als man mich noch den „Schrecken des Meeres" nannte."

Dabei blitzt er mit den Zähnen und schaut seine Reisegefährtin grausam an. Scheu und furchtsam schielt sie nach dem Messerchen, welches so unschuldig aussieht, daß sie mehr oder weniger ungläubig fragt: „Mit diesem kleinen . . . .", das Wort „Messerchen" erstirbt ihr auf den Lippen, denn plötzlich blitzt die Klinge dicht vor ihren Augen, während der Eigenthümer dieses Mordinstruments en miniature heiser ausruft: „Ja wohl, mit diesem lumpigen Ding! ein einziger geschickter Schnitt und Sie haben das Zeitliche gesegnet — ich habe mich darin geübt, im Handumdrehen, ritsch! . . . die Halsader zu durchschneiden — keinen Laut können Sie mehr von sich geben, aber" . . . nachlässig schiebt er das Federmesser in seine Westentasche — „nun habe ich es aufgesteckt; vor zwei Jahren ungefähr hat man mich bekehrt."

„Oh! Ach! Ei! . . . Wer denn?"

„Die Heilsarmee in New-York und" — bei diesen Worten seufzt er laut — „nun plagt mich bittere Reue bei dem Gedanken an all' das vergossene Blut." — —

Die gutmüthige Frau athmet tief und schwer, ohne auch nur einen Augenblick ihren Nachbar, der die Hand noch immer in der Westentasche verborgen hält, aus dem Auge zu verlieren; mit leicht zitternder Stimme fragt sie: „Und haben Sie jetzt gar nichts mehr mit der Seeräuberei zu thun?"

„Nein! Allerdings thut mir das recht leid, denn das Ausüben meines Berufes machte mir viel Spaß, 's war ein famoses Geschäft, wenig Auslagen, und viel Gewinn."

„Ja, das glaube ich und . . . ?“

„Ich verstehe schon, meine Dame, Sie möchten wissen, was ich nun treibe?“

„Hm! Ja! Wenn Sie . . hm! . . . Wenn Sie's mir sagen wollen!“

„Gewiß, warum denn nicht? Augenblicklich habe ich sehr viel mit Leichen zu schaffen.“

„So, ach, das hätte ich nie gedacht!“ Die Gute fängt an, sich wieder einigermaßen behaglich zu fühlen und versucht sogar zu lächeln, während sie sagt: „Also wohl Leichenträger oder etwas Aehnliches?“

„Wie meinen Sie?“ — ein wüthender Blick trifft die Fragende. „Da sind Sie aber ganz gewaltig im Irrthum, ich besorge die Leichen für die Secirkammern der Professoren.“

Ein heftiges Zittern erschüttert den fleischigen Körper der entsetzten Frau, und sie fragt, während die Brille ihr in den Schooß hinuntergleitet, leise und zaghaft: „Und wie verschaffen Sie sich diese Leichen?“

„Ach, das ist ganz einfach, ich kaufe sie, ich grabe sie aus oder . . . . . ich mache sie.

„Gott steh mir bei! Das ist ja schauderhaft!“ vor Angst und Aufregung wird der Wohlbeleibten ganz schwül und dicke Schweißtropfen perlen auf ihrer fleischigen Stirne.

Sie mit grausamem Wohlbehagen musternd, fährt der Reisende eisigen Tones fort: „Es giebt jederzeit genug Menschen, die einen alten Onkel oder eine Tante ganz gerne verkaufen wollen; Geld kann jeder brauchen und ich habe es — — — massenweise!“

„Aber erlauben Sie, warum thun Sie eigentlich so — — hm! — so etwas?“ — Ihr wird immer beklommener zu Muthe.

„Liebhaberei, Verehrteste, die reine Liebhaberei! Ich bin eben so an Leichen und Blut gewöhnt und . . .“

„Wa—a—a—a—s?“ von Minute zu Minute wird die bedauernswerthe Fau unruhiger.

„Hm! —»ja; heute z. B. reise ich von Emmerich nach Rotterdam, um eine alte Frau zu kaufen; unglücklicherweise ist dort nur eine einzige zu haben, aber ich brauche nothwendig zwei für Professor Ralph in London. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet. Vor Ablauf dieses Monats muß ich ihm zwei Frauenleichen verschaffen. Dicke, fleischige Cadaver müssen's sein, so zwischen 50—60 Jahren. A propos, wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“

So sprechend läßt der unheimliche Mann seine Hand wieder in seine Westentasche gleiten und sagt: „S' ist wohl am vernünftigsten, ich nehme das Sichere für das Unsichere und mache gleich die zweite Leiche. Ist Ihnen sehr viel daran gelegen, weiter zu leben?“ —

Im Nu sitzt die also Angeredete dem Sprecher gegenüber, der mit stoischer Ruhe seine Nägel bearbeitend, sie fortwährend ruhig, aber grausam lächelnd, anschaut.

Sprachlos starrt sie ihn mit allen Zeichen des Entsetzens an; der Schreck scheint ihr die Zunge vollständig gelähmt zu haben.

„Nieuwersluis!“ erschallt es plötzlich vor den mit einem Ruck geöffneten Coupéthüren.

„Nieuwersluis!“

Die Dicke hatte in ihrer furchtbaren Aufregung gar nicht gemerkt, daß der Zug immer langsamer fuhr. Kaum aber war die Thüre aufgerissen worden, da springt sie auch schon trotz ihrer Schwerfälligkeit, wie ein Gummiball auf die Erde fallend, auf den Perron und ruft aus vollem Halse:

„Schaffner ich will in ein anderes Coupé, schnell! Nehmen Sie, bitte, meine Schachtel — da sitzt ein Seeräuber drin — bitte holen Sie meine Reisetasche auch heraus — 's ist Einer, der Leichen macht. Großer Gott! Mein Korb mit Kastanien — hundertfünfzig Morde hat er auf dem Gewissen. Aber keine Kinder; oh Gott, mein Regenschirm! — dicke Leichen sucht er. Sie müssen sofort die Polizei benachrichtigen — nun noch die platte Schachtel. Schaffner, ich kann nicht mehr — in Rotterdam will er Leichen kaufen, ach Gott! Meinethalben gehe ich auch in den Güterwagen, wenn's sonst keinen Platz mehr giebt. Ich werde ohnmächtig! So'n Ungeheuer!“

Während der Schaffner bereitwilligst das Gepäck der korpulenten Dame aus dem Coupé schafft, sagt der Reisende, dessen Füße bereits wieder auf der gegenüberliegenden Bank ruhen, gelassen:

„Schaffner, hier haben Sie eine Zigarre und ein Trinkgeld, sorgen Sie, bitte, dafür, daß ich jetzt ungestört bleibe — ich möchte ein wenig schlafen.“

Die Gouvernante.

Von Satanella.

(Nachdruck verboten.)

Wanda Heifeld hatte eine Stiefmutter. Und als sie aus dem Kloster mit guten Zeugnissen heimkehrte, nahm sie ohne Besinnen eine Gouvernantenstelle ein. Es war eine sehr vornehme, sehr reiche Familie, in die sie kam und Wanda betete die Kinder an. Sie wartete und verhätschelte die zwei kleinen, von Mutter und Vater vernachlässigten Mädchen, deren blonde Lockenköpfchen man ganz ihrer siebzehnjährigen Erfahrung anvertraute, mit der ganzen Liebe eines vereinsamten Mädchenherzens.

Sie gewöhnte sich sehr rasch an das einfache, mit weißen Gardinen verhängte Zimmerchen, in welchem sich neben ihrem Lager noch zwei um vieles kleinere Bettchen befanden, und Wanda war dankbaren Herzens vollkommen zufrieden mit diesem ruhigen, stillen Leben. Die vornehmen Vergnügungen ihrer Herrin erweckten durchaus nicht ihren Neid.

Sie kam ab und zu in das Kinderzimmer, dann versteckten sich die Kleinen hinter das Kleid der Gouvernante, als ob die verschwenderisch kostümirte Dame mit den kalten Küssen und der gleichgiltigen Stimme gar nicht ihre Mutter wäre.

Wenn dann die gnädige Frau durch ein leises Kopfnicken ihre Zufriedenheit ausgedrückt hatte, und die rauschende, schwere Seidenschleppe in die Höhe hebend sich entfernte, athmete Wanda erleichtert auf und nahm die zitternden, warmblütigen Kinder in ihre Arme . . . Sie fühlte sich glücklicher als die reiche Frau mit ihrem glänzenden Luxus und den unfruchtbar leblosen Schätzen.

Es war ihr auch gleichgiltig, wenn ihre Herrin sie durch das Lorgnon wegwerfend betrachtete, aber vor den Blicken des Herrn fuhr sie stets unwillkürlich zusammen. Aus diesen Augen blitzte ein unheimliches aber zwingendes Feuer und Wanda mied sie: den Mann ebenso wie seinen Blick, so gut eben ein untergebenes, verlassenes Mädchen dem befehlenden Herrn ausweichen kann.

Zwar machte sich das Mädchen wegen ihrer thörichten Einbildung oft Vorwürfe. Er pflegte ihr im Allgemeinen liebenswürdig zu begegnen, während sie aus ihrer fast trotzigen Zurückhaltung nie heraustrat. Sie schalt sich im Grunde wegen dieser unwillkürlichen Furcht, gegen die sie sich nur durch die stete Gegenwart ihrer Pfleglinge zu schützen wußte.

Einmal blieb sie allein. Irgend eine alte Tante fühlte die Verpflichtung in sich, die Kinder auf eine Spazierfahrt mitzunehmen und das „Fräulein“ blieb allein zu Hause. Ihr war, als ob mit einemmale die ganze Welt ausgestorben wäre, zum ersten Male fühlte sie, daß sie allein stehe und Niemanden habe, der sich um ihr armes verwaistes Herz kümmern würde. In der ganzen großen weiten Welt sah sie Niemanden außer sich: ein schwaches, vereinsamtes bemitleidenswerthes Mädchen. Und wenn auch die helle Sonne leuchtete und vor ihr goldene Strahlen tänzelten, sie sah nur das Dunkel, eine unendliche Nacht.

So von ihren schmerzlichen Empfindungen überwältigt, hatte sie es nicht bemerkt, daß die Thüre leise aufgegangen und ein Mann eingetreten war. Sie sah ihn erst, als er vor ihr stand und erstarrte wie ein Vogel vor dem Blicke der Schlange.

Der Mann trat ihr nicht näher. Drei Schritte von ihr entfernt stand er da mit verschränkten Armen, kalten starren Antlitzes, aber mit flammenden verschlingenden Blicken.

Wanda fuhr erschreckt von ihrem Sitze empor, und wie ein Kind, das sich einem Schlage entziehen will, streckte sie beide Hände vor's Gesicht, als ob sie sich dadurch wehren könnte gegen die scharfe schneidende Stimme, mit welcher der Mann zu ihr sprach.

„Mein Fräulein,“ hörte das Mädchen wie im Traume, „Sie haben meine Zufriedenheit gewonnen und ich möchte Ihnen Ihre Lage verbessern.“ Er schwieg eine Weile, ihrer Antwort gewärtig, aber Wanda starrte ihn nur mit ihren erschrockenen Augen sprachlos an und deshalb fuhr er fort: „Ich bin reich, sehr reich, Sie aber sind lieb und hold wie eine Perle; Ihre Seele und Ihr Herz sind gleich unberührt. Nun, ich würde für Ihr ganzes Leben sorgen. Ich bin Kaufmann, ein Mann der Ziffern. Ich verstehe mich nicht auf Phrasen, aber ich würde Ihr unerfreuliches Loos zu einem glänzenden gestalten, wenn —“

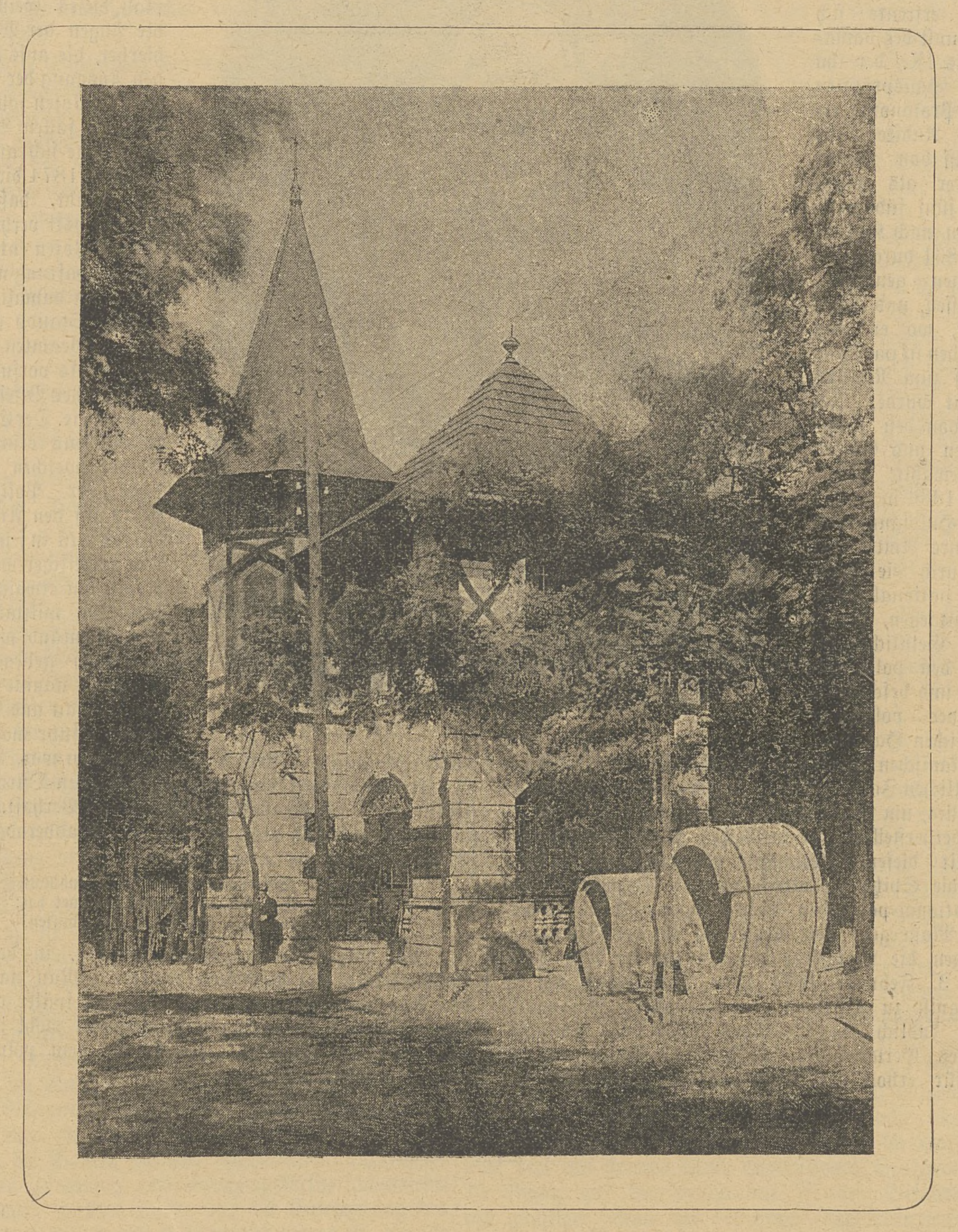
Das Mädchen schrie auf, „Nicht weiter — — —“ und es konnte sich kaum aufrechterhalten und schluchzte wie ein Kind . . „Oh, mein Herr, sprechen Sie nicht weiter. Ich halte Sie für zu gut, redlich und edel, als daß Sie im Stande wären, einem armen Geschöpfe wehe zu thun, welches im Schutze Ihres Hauses steht und über Ihre Kinder wacht — oh nein, ich weiß, daß Sie mich nicht beleidigen wollen, nein, niemals . . .“

Der Mann sah sie an. Er war ganz verwandelt. Sein Antlitz braunte, in seinem Auge aber verlöschte langsam die verzehrende heiße Gluth; seine Hand legte sich leise auf das blonde unschuldige Haupt vor ihm und ruhig flüsterte er:

„Aber mein Kind, lassen Sie mich doch aussprechen, Sie haben nichts zu fürchten, ich wollte Ihnen nur das sagen, daß ich für Ihre Zukunft sorgen will, wenn — Sie sich der Pflege meiner Mutter weihen würden. Eine blinde, alte, aller Freuden entbehrende Frau, würde sie erquickt werden durch Ihr zärtliches frühlinghaftes Temperament, und mich würden Sie zu ewigem Danke verpflichten.“

Und als das weinende Mädchen ihr Haupt auf seine Hand beugte, nahm sie in ihrer Rührung nicht wahr, wie eine heiße große Thräne ihr weiches Seidenhaar benetzte.

Von der Posener Provinzial-Gewerbe-Ausstellung.



Das Haus der Cementwaaren-Fabrik Th. Klose in Posen.

Kardinal Ledochowski

feiert bekanntlich am 13. Juli d. J. sein 50jähriges Priesterjubiläum. Das lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf den Mann, der einst speziell in der Provinz Posen eine sehr bedeutende politische Rolle gespielt hat. Sie ist noch in Aller Gedächtniß, so daß ein näheres Eingehen darauf sich erübrigt, wozu auch dieses Blatt nicht der rechte Ort wäre. Immerhin glauben wir bei dieser Gelegenheit einige Daten aus dem Leben des geschichtlich gewordenen ehemaligen Erzbischofs von Gnesen-Posen in Erinnerung bringen und ihnen ein Portrait hinzufügen zu sollen, getreu einer ja auch bei anderen Gelegenheiten von uns geübten Gepflogenheit.

Miecislaw Halka Graf Ledochowski, einem alten polnischen Adelsgeschlecht entstammend, wurde am 29. Oktober 1822 in Klimuntow bei Sandomir geboren, widmete sich bereits im 18. Jahre dem Priesterstande, studirte im Jesuitenkollegium zu Rom und erhielt dort am 13. Juli 1845 die Priesterweihe. Der junge Geistliche erfreute sich der besonderen Gunst des damaligen Papstes Pius IX., der ihn bereits 1846 zum Hausprälaten und apostolischen Protonotar ernannte und als Auditor zur Nuntiatur in Lissabon sandte. Von dort ging er als päpstlicher Delegat für fünf südamerikanische Republiken nach Kolumbia, wurde aber 1861 durch politische Verwicklungen genöthigt, das Land zu verlassen, und kehrte nach Rom zurück, wo er zum Erzbischof von Theben in partibus und bald darauf zum Nuntius in Brüssel ernannt wurde. Im Dezember 1865 von den Domkapiteln von Posen und Gnesen zum Erzbischof gewählt, leistete Graf Ledochowski 1866 in Berlin dem Könige den Huldigungseid. Nach Antritt seines Amtes trat er zunächst der durch die Geistlichkeit geschürten national-polnischen Agitation entgegen, verbot insbesondere den Geistlichen die Betheiligung an den politischen Wahlbewegungen und beschränkte den Gebrauch der polnischen Sprache bei kirchlichen Handlungen. Auf dem vatikanischen Konzil war Graf Ledochowski ein eifriger Vertreter der päpstlichen Infallibilität. Im November 1870 begab er sich nach Versailles, um von König Wilhelm I. die Beihilfe Preußens für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erbitten. Mit diesem Verlangen abgewiesen, trat Graf Ledochowski an die Spitze der ultramontanen Opposition und begünstigte die national-polnischen Bestrebungen. Sein Widerstand gegen die Maßregeln der Regierung in der Schulfrage und besonders gegen die Maigesetze hatte mehrfache hohe Geldstrafen und am 3. Februar 1874 seine Verhaftung, um im Kreisgerichtsgefängniß zu Ostrowo eine zweijährige Gefängnißstrafe abzubüßen, endlich am 15. April 1874 seine Amtsentsetzung seitens des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten zur Folge. Dafür erhob der Papst am 15. März 1875 den bisherigen Erzbischof zum Kardinal. Im Februar 1876 aus dem Gefängniß entlassen, begab er sich nach Rom, wo er auch unter Leo XIII. in der Opposition gegen Preußen verharrte. Erst nachdem er 1885 das einflußreiche Amt des Sekretärs der Breven erhalten hatte, verzichtete er auf sein Erzbisthum. 1892 wurde Kardinal Ledochowski Generalpräfekt der Kongregation der Propaganda. Nur ganz flüchtig sei noch die Begegnung gestreift, die der Kardinal beim Besuche Kaiser Wilhelms II. mit diesem in Rom hatte. Es soll da zu einer Art „Aussöhnung" gekommen sein, doch ist Zuverlässiges darüber nicht bekannt geworden. Jedenfalls hat man eine freundlichere Haltung des Kardinals dem Deutschthum gegenüber nicht beobachten können, was uns auch ganz gleichgültig sein kann.



Aelteren Posenern wird durch dieses Priesterjubiläum die Zeit des „Kulturkampfes" recht lebhaft vor das geistige Auge gerufen werden. Die Provinz Posen war damals ein Hauptkriegsschauplatz dieses Geisteskampfes, und die Augen der Welt richteten sich hierher, die aufs höchste interessirt den Ausgang der Dinge erwartete. Hier in Posen sollte die erste Entscheidung fallen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Vormittag des 3. Febr. 1874 die Nachricht durch die Stadt, daß der Erzbischof Ledochowski verhaftet und aus der Stadt Posen entfernt worden sei. Die Verhaftung war in aller Frühe durch den damaligen Polizeipräsidenten Staudy erfolgt, der mit einigen Beamten beim Palais des Erzbischofs vorfuhr und ihm den gerichtlichen Befehl zur Verhaftung präsentirte. Der Erzbischof erklärte, so viel uns erinnerlich, nur der Gewalt weichen zu wollen. Da legte der Polizeipräsident die Hand auf den Arm des Prälaten, der sich nun in sein Schicksal ergab. Die Wallischei war während der Nacht, um etwaigen Exzessen vorzubeugen, militärisch besetzt worden. Niemand wußte, wohin der Erzbischof gebracht worden war. Anfangs nannte man die Festungen Torgau und Magdeburg; erst später erfuhr man, daß das Gerichtsgefängniß in Ostrowo gewählt worden war. Bei der Ankunft des Erzbischofs dort fanden in der Nähe von Ostrowo „militärische Uebungen" statt. Große Aufregung rief die Verhaftung Ledochowskis in der Stadt Posen nicht hervor; der „Kladderadatsch" brachte ein Gedicht, in dem es u. a. hieß:

„Die Posener lesen im Abendblatt,
Was sich am Morgen ereignet hat;
Sie legen sich nieder und schlafen.

Nun folgte die interessante Periode, in der ein päpstlicher Geheimdelegat die Erzdiözese regierte. Man nannte als solchen den Domherrn Kurowski in Posen, der später auch vor Gericht kam. Seitdem ist Kardinal Ledochowski wohl in steter Verbindung mit der Provinz, speziell mit dem polnischen Adel und der Geistlichkeit geblieben.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.